Am Verlobungstage.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

(2. Fortsetzung.)

Von draußen her wurden rasche Schritte hörbar. Der schmerzliche Zug, der soeben noch auf Lenas lieblichem Gesicht gelegen, schmolz wie Schnee im Sonnenschein. Jetzt that sich die Thür auf — im nächsten Augenblick hielt König, der jetzt alles andere vergessen hatte, die Geliebte in den Armen. Und er sagte, der sonst so Beredte, nichts, als ein paarmal, tief aufathmend: „Mein Glück! Du mein süßes, herziges Glück!" —

Ein Viertelstündchen gönnte man den beiden, dann kamen die Familienmitglieder eines nach dem anderen herein, um König zu begrüßen, und bald vereinte ein gemüthliches Frühstück die fröhlich Plaudernden, denen König verschiedenes von seiner Reise erzählen mußte.

Plötzlich schwieg er und brach ein wenig unvermittelt die Schilderung seiner Fahrt von Paris nach Concarneau ab. Und es war doch gar nichts Unangenehmes vorgefallen. Es war nur ein Eilbrief an den Kommerzienrath gekommen, in welchem einer der für heute Abend geladenen Gäste die angenommene Einladung nicht etwa rückgängig machte, sondern nur bat, um eine Stunde später kommen zu dürfen, da er eine unabweisbare Abhaltung habe.

Seltener Gast — er hieß Viktor Colmar — hätte auch ganz fortbleiben können; den beiden Liebenden war er gleichgültig, und Edwine — um deren Gunst sich dieser Herr leidenschaftlich bewarb — war ihm geradezu abgeneigt.

Dieser Brief also konnte an Königs schlechter Laune keine Schuld haben.

Der Kommerzienrath, der kein Freund schlechter Launen und stockender Gespräche war, fand rasch neue Themata und war schließlich, weil es nun einmal wie ein kalter Hauch über der kleinen Tafelrunde lag, froh darüber, daß sein künftiger Schwiegersohn durch seine Berufspflichten gezwungen war, bald wieder zur Stadt zurückzukehren. König mußte nicht nur noch einmal die Ausstellung besuchen, er mußte Nachmittags auch noch sein Referat schreiben, das er sonst wohl erst Abends seinem Blatte zuzustellen pflegte, das aber heute schon früher fertig sein mußte, da König ja heute Abend anderes zu thun hatte, als an Kunstkritiken zu denken.

Gegen zwölf Uhr verabschiedete sich König denn auch und fuhr nach der Ausstellung, die um ein Uhr eröffnet werden sollte. Er langte eine halbe Stunde früher dort an und begab sich sogleich in die Ausstellungsräume, woselbst jetzt schon alles an Ort und Stelle gebracht und jede Spur der fieberhaften Thätigkeit, welche vor Stunden da noch geherrscht hatte, völlig verwischt war. Noch war dem Publikum der Zutritt nicht freigegeben worden, dennoch aber herrschte schon ziemlich viel Bewegung in den verschiedenen Sälen, denn es waren nicht nur die Berichterstatter der Zeitungen, sondern auch viele Künstler anwesend, welche den intimen Genuß, den nun einmal der Eröffnungstag bietet, haben wollten. Man konnte die Maler plaudernd, die Journalisten Notizen machend, da und dort beisammenstehen oder von Bild zu Bild gehen sehen.

Auch König war jetzt nur Kritiker. Er schaute, notirte, plauderte über seine Reise und sprach sich über dieses und jenes Kunstwerk aus. Daß seine Augen dabei jemand suchten, der nicht kam, bemerkte keiner. —

Nachdem die Eröffnungsfeierlichkeit vorüber war, schrieb König im Vestibül auf eine Visitenkarte wenige Zeilen. Sie lauteten: „Ich muß Sie unbedingt heute noch sprechen. Bin bis sechs Uhr zu Hause."

Die mit Umschlag versehene Karte übergab er einem Dienstmann mit dem Auftrage, den Brief sofort zu besorgen. Darauf nahm er einen Fiaker, der auch sein Rad mitnahm, und fuhr nach Hause.

Er schloß seine Wohnung hastig auf, brachte das Rad an den gewohnten Platz im Gange unter und begab sich in sein Arbeitszimmer.

Er war allein. Frau Winter hatte um diese Zeit im Hause nichts zu thun. Sie hatte seinen Reisekoffer schon entleert und dessen Inhalt in den betreffenden Kästen verwahrt. Die verschiedenen Kleinigkeiten, welche König unterwegs erworben hatte, kleine Plastiken, Photographien u. s. w., hatte sie auf seinen Schreibtisch gelegt. Er schob sie, als er sich an ihm niederließ, ein wenig ungeduldig zur Seite und begann sein Referat zu schreiben. Bald war er ganz und gar in seine verantwortungsvolle Arbeit vertieft.

Als er mit seinem Bericht zu Ende war, schlug die hohe englische Standuhr, welche neben dem Schreibtische stand, fünf Uhr.

Der Doktor schüttelte den Kopf, blickte auf seinen Chronometer und schüttelte abermals den Kopf.

„Na, auch gut!" sagte er eigenthümlich harten Tones, legte sich noch ein Blatt Papier zurecht und schrieb weiter. Als es halb sechs schlug, faltete er den großen, eng beschriebenen Bogen zusammen. Gerade, als er dies that, ging das Gartenpförtchen. König schaute nicht auf, er steckte den zuletzt geschriebenen Artikel ein wenig hastig in einen schon adressirten Umschlag, faltete dann auch die anderen beschriebenen Bogen zusammen und schob sie zu dem ersten.

Indessen ging jemand durch den Garten und die Treppe herauf. Es klopfte an. König schrieb noch immer. „Herein!" rief er und legte die Feder hin.

Es war ein junger Mensch, der da über die Schwelle trat.

„Ah, Sie sind es!" sagte der Doktor. Er war sichtlich enttäuscht. Der junge Mann war ein Abgesandter seines Bankiers und brachte ihm eine größere Summe baaren Geldes, das König während seiner Reise gekündigt hatte. Die zwei kannten sich flüchtig. Der Bankbeamte erkundigte sich danach, wie es dem Herrn Doktor während seines Fortgangs ergangen sei, und theilte ihm mit, daß auch er, und zwar heute noch im Interesse seines Chefs eine längere Reise antreten werde.

Der junge Mann, der vermuthlich noch nicht viele Reisen gemacht hatte, wäre gern ein bißchen weltschweifig geworden, aber er bemerkte, daß Doktor König nervös sei. Er mußte wohl jemand erwarten, denn er sah des öfteren nach der Straße hinüber, und dazwischen griff er, während er zerstreute Bemerkungen machte, bald nach diesem, bald nach jenem der kleinen Päckchen, welche auf dem Schreibtische lagen. Sein Besucher stand denn auch bald auf, um sich zu empfehlen.

Eben als er sich erhob, hatte der Doktor den Umschlag von einem der Päckchen geöffnet. Das Kouvert umschloß ein in zarten Tönen gemaltes Frauenbildniß. Es war in einen flachen Malachitrahmen eingefügt. Einen Augenblick lang schaute der Doktor auf das Bild, da klirrt wieder die eiserne Gitterthür draußen, Königs Blick fliegt hinaus.

„Sie bekommen Besuch," sagte der junge Beamte.

„Ja, ich bekomme Besuch," sagt auch König, schiebt das Bildchen wieder in den Umschlag und legt es auf den Schreibtisch, schüttelt den Kopf, hebt das Bildchen wieder auf, schlägt es in eine Zeitung ein und schiebt es zwischen einen Stoß Bücher, welche auf dem Rande des Schreibtisches liegen, dann wünscht er freundlich, aber auch merkbar zerstreut, dem Besucher eine glückliche Reise und geleitet ihn bis zur Thür.

Von dorther wirft der junge Beamte unwillkürlich noch einen Blick auf das überbrachte Geld, das offen auf dem Schreibtisch lag.

Draußen begegnet er dem neuen Besucher. Dieser ist ein elegant gekleideter, noch jüngerer Mann. Er scheint recht wohlgelaunt zu sein, seine Miene verräth es und das Liedchen, das er summt.

Als die zwei aneinander vorübergehen, grüßen sie sich stumm.

Der junge Beamte vergewissert sich noch einmal, ob er die eben erhaltene Quittung auch gut verwahrt habe, und geht danach, auch in recht vergnügter Stimmung, die Straße hinunter. Sie mündet in die Döblinger Hauptstraße. Gerade an der Ecke baumelt ein Barbierbecken an einer langen Stange, da fällt es dem jungen Menschen ein, daß er sich vor seiner Abreise noch rasiren lassen müsse, und so betritt er den Laden. Es thut ihm nichts, daß er, da eben andere Kunden bedient werden, etwas warten muß. Endlich kommt auch er daran. Just eine halbe Stunde hat das Warten gedauert. Die Zunge des wackeren Bartscheeres ist bedeutend flinker, als es seine Hände sind, das merkt sein neuester Kunde jetzt auch an sich.

Endlich aber wird doch auch er fertig. Er hat schon gezahlt und zieht die Handschuhe an, wobei er gelangweilt auf die Straße hinaussieht.

Da geht soeben ein Herr an dem Laden vorüber — es ist derselbe, dem er vorhin im Hause Königs begegnet ist.

„Merkwürdig," denkt der junge Bankbeamte, „wie verdrossen er jetzt dreinschaut, und war doch vor einer Stunde noch so lustig!"

Fünf Stunden später fuhr der junge Mensch, welcher diese Wahrnehmung gemacht hatte, in die weite Welt hinein, in der er irgendwo, auf Wochen hinaus, für seine Firma zu thun hatte.

— — — — — — — — — — —

Und etwa auch fünf Stunden später endete das Verlobungsfest bei dem Kommerzienrath v. Mühlheim. Es war diesem nicht recht gewesen, daß sein künftiger Schwiegersohn sich nicht einmal heute ganz frei hatte machen können, anderseits glaubte er es ihm ohne weiteres, daß er, ehe die Drucklegung des Morgenblattes begonnen hatte, also vor zwölf Uhr Nachts, noch einmal in die Redaktion müsse.

Lena war sogar ein bißchen gekränkt ob seines zeitlichen Gehens, aber sie kämpfte tapfer gegen ihre Verstimmung an, und als König in dem augenblicklich leeren Wintergarten von ihr Abschied nahm, sagte er: „Möchtest du lieber, daß ich niemals Wichtiges zu thun habe?"

Da schaute sie ihn voll ernster Liebe an und entgegnete: „Nein, nein. Wie es ist, ist es gut, und wie du bist, so sollst du immer sein — denn gerade so muß ich dich lieben."

„Herz, liebes Herz!" — Er drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn, dann fragte er lächelnd: „So wirst du niemals eifersüchtig auf meinen Beruf sein?"

„Niemals werde ich eifersüchtig sein. — Deinen Beruf achte ich, und die Kunst — die liebe ja auch ich. Eines anderen Weibes wegen wirst du dich aber nie zum Lügen und Betrügen erniedrigen. Ich werde keine Ursache haben, mich deshalb zu grämen — und das nennt ihr ja Eifersucht. Aber du gehst — solltest du nicht wenigstens mir sagen, was dir heute Peinliches begegnet ist? Denn es ist dir Peinliches begegnet. Ich — wir alle fühlten es."

„Später wirst du es erfahren. Ich kann jetzt noch nicht davon reden."

Noch ein paar liebe Worte, dann ging der Doktor.

Lena sah ihm nach, bis sich die Thür hinter ihm schloß. Das Herz war ihr schwer, sie wußte nicht weshalb. Sie trat an das große Fenster, von welchem aus man zu dem Thore hinüberschauen konnte. Dieses Fenster war von vielfach verzweigten Schlingpflanzen ziemlich dicht verhangen. Lena schob etliche der schwankenden Zweige zurück und schaute hinunter — es bewegte sich soeben eine Gruppe von Herren auf dem breiten Kiesweg dem Thore zu. Ob ihr Bräutigam darunter war, konnte die junge Dame nicht erkennen. Sie spürte, daß ihre Augen voll Thränen standen. Ehe sie diese noch weggewischt hatte, waren die Herren schon auf die Straße hinausgetreten. Jetzt konnte man ihre Gestalten überhaupt nur noch undeutlich unterscheiden, denn nun befand sich zwischen ihnen und der Villa das hohe Eisengitter und die freilich noch kahlen Sträucher, welche innerhalb desselben gepflanzt waren.

Lena sah nur noch, daß etliche Wagen rasch hintereinander wegfuhren.

Von der ihr selber unbegründet erscheinenden Angst befallen, wandte sie sich seufzend in den großen Raum zurück — da stand Edwine vor ihr.

Erschrocken schaute ihr diese in die trüben Augen. „Aber Liebste! Was ist dir denn?" fragte sie besorgt. „Ist denn das die Miene einer glücklichen Braut? Und die bist du ja doch!"

„O ja — die bin ich!" begann Lena, und ihre Augen leuchteten auf. „Wie sollte ich denn nicht sehr, sehr glücklich sein! — Aber — weißt du, es gibt kein ungetrübtes Glück. Und wenn auch gar keine Ursache da ist, es zu trüben, dann grübelt man doch darüber nach, wie lange wohl solch ein großes Glück währen kann."

„Das hast du gethan?"

Lena nickte, dann gingen die Schwestern Hand in Hand aus dem Saale.

Eine Weile wirthschafteten die Dienstleute noch in den Gesellschaftsräumen herum, dann erlosch in der Villa ein Licht nach dem anderen, und bald herrschte tiefe Stille da, wo noch vor Stunden froher Festeslärm zu hören gewesen war.

Als sich Edwine von der Zofe das Haar auflösen ließ, zeigte ihr der Spiegel ein recht blasses Gesicht. Und noch etwas zeigte er ihr: die mitleidige Miene des Mädchens, welches hinter ihr stand.

„Warum machen Sie denn ein so trübseliges Gesicht, Lisi," fragte Edwine freundlich.

„Ich habe den ganzen Abend an weniger Glückliche denken müssen."

„An Sie selber also?"

„Und an Sie, mein liebes gnädiges Fräulein," brach Lisi los, die ebensosehr die Vertraute als die Dienerin der Schwestern war.

„Auch an mich! Da thaten Sie recht, Lisi," sagte trüb lächelnd Edwine, „denn ich habe gar keine Aussicht, je eine glückliche Braut zu werden, während Sie dieses Glück vor sich haben und nur ein bißchen darauf warten müssen."

„Vier Jahre noch, Fräulein! So lange wird es dauern, bis Braun eine feste Anstellung erhält."

„Ich wollte vier Ewigkeiten darauf warten."

„Was alles kann da noch dazwischen kommen!" seufzte Lisi.

„Was soll denn dazwischen kommen? Braun hat Sie doch so recht herzlich lieb, seiner Treue sind Sie sicher, und hat er sich nur erst eine Stellung errungen, die das Heirathen möglich macht, dann denkt er gar nicht daran, eine andere zu seiner Frau zu machen als Sie. Als Hauslehrer kann er doch nicht heirathen!"

Die hübsche Lisi nickte. Ihr Verstand sagte es ihr ja, daß sie warten müsse, aber das Warten that trotzdem recht weh. „Freilich, gnädiges Fräulein sind noch viel schlimmer daran als ich," seufzte sie. „Daß aber auch der Herr Kommerzienrath so gar kein Einsehen hat! Er zwingt Sie ja fast —"

„Wozu denn, Lisi?" fragte Edwine trüb lächelnd. „Doch nicht dazu, gegen seinen Willen zu heirathen, in Zwist, vielleicht mit einem Skandal aus dem Hause zu gehen? Ich hätte nicht den Muth dazu."

Lisi nickte eifrig: „Das ist's ja, und weil der gnädige Herr weiß, daß Sie sich nicht wehren können, wird er Sie auch noch zwingen, den anderen zu nehmen."

Ordentlich zornig war das junge Ding geworden, aber auch Edwine hatte sich aufgerichtet, und fest klang ihre Stimme, als sie sagte: „Das kann Papa nicht. Mein Gehorsam hat Grenzen. Ich werde niemals Frau Colmar sein."

„Merkwürdig, daß Sie ihn so gar nicht leiden können!" bemerkte das Mädchen nachdenklich. „Er ist doch eigentlich ein sehr hübscher und feiner Herr. Aber freilich —"

„Es ist spät, Lisi," unterbrach Edwine die Zofe. „All unser Reden hilft uns ja doch nicht. Glück überhaupt, und gar so ungetrübtes Glück, wie Lena es gefunden hat, ist eben nur wenigen beschieden. Gott bewahre es ihr!"

„Ja, Gott bewahre es ihr!" wiederholte Lisi, küßte Edwinens Hand, schaute sie noch einmal mit feuchten Augen an und ging.

Ihre junge Herrin sah ihr bewegt nach. „Armes Ding," dachte sie, „sehnst und härmst dich auch, weil dich die Armuth von deinem Liebsten trennt, und hast auch sonst gar wenig vom Leben. Aber du wirst doch einmal glücklich sein. Ich aber — ach! Daß doch unser Glück immer nur von einem ganz bestimmten Menschen kommen kann!"

3. Kapitel.

Mitternacht war vorüber.

Im Aerztezimmer der freiwilligen Rettungsgesellschaft befanden sich zwei Herren. Sie standen in Dienstbereitschaft, waren jeden Augenblick gewärtig, abberufen zu werden, jeden Moment bereit, ihr Können in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen.

Der ältere der beiden Herren war Doktor Josephi, einer der leitenden Aerzte der Anstalt, der jüngere Doktor Brenner, war einer der vielen Wackeren, welche sich dem Institute freiwillig zur Verfügung gestellt hatten. Zu Anfang ihres heutigen Nachtdienstes hatten die beiden Herren über allerlei, das der Tag gebracht, geplaudert, dann aber hatte sich jeder von ihnen in eine andere Lektüre vertieft.

Als es Zwölf schlug, legte Josephi sein Buch hin und verglich seinen Chronometer mit der Wanduhr, dann lauschte er nach der Straße hinaus. „Ist heute aber eine stille Nacht!" sagte er.

„Auch in dienstlicher Beziehung," setzte Doktor Brenner hinzu, stand, sichtlich ein wenig gelangweilt, auf und dehnte und reckte sich.

Inzwischen hielt Josephi seine Virginia, welche kalt geworden war, über die Flamme der Lampe. Er dachte offenbar dabei an etwas Angenehmes, denn er lächelte vergnügt vor sich hin.

Da veränderte sich ganz plötzlich seine Miene. So sorglos heiter sie gerade noch gewesen war, so ernst und gespannt war sie jetzt.

Auch Doktor Brenner hatte aufgehorcht, denn es hatte am Telephon geläutet.

Der Apparat befand sich im Zimmer, aber er machte sich auch außerhalb desselben bemerkbar. Kaum erscholl die Klingel, als auch schon die zwei im Vorraum wachenden Heilgehilfen in zuwartender Haltung hinter der Glasthür erschienen.

Doktor Josephi stand schon, die Hörmuscheln haltend, am Apparat. Sein jüngerer Kollege war, mit einem Notizblock und einem Bleistift versehen, zu ihm getreten, bereit, die Adresse aufzuschreiben, welche vermuthlich angegeben werden würde.

Josephi nannte jetzt thatsächlich eine Adresse, welche der andere notirte. Er war merkbar erregt dabei gewesen, dann sagte er in den Apparat hinein: „Ja. Hier Rettungsgesellschaft. — Josephi. — Was gibt's denn bei Ihnen?"

Und wieder horchte er, schüttelte den Kopf, und dann wurde er blaß.

„Was gibt es denn?" fragte Doktor Brenner, besorgt auf den Kollegen schauend.

Er erhielt nicht sofort Antwort.

Josephi lauschte mit seiner ganzen Seele, und da diese Seele jetzt nichts weniger denn ruhig war, das konnte man an der ganz unbegreiflichen Spannung in des sonst so gleichmüthigen Doktors Gesicht erkennen.

Jetzt ließ er die Hörmuscheln fallen, eilte zur Thür und rief den dort harrenden Männern zu: „Wir fahren sofort nach Döbling."

Auf diese Weisung hin verschwanden die Heilgehilfen augenblicklich.

„Sie bleiben, Herr Kollege," wandte Josephi sich jetzt zu dem zweiten Arzt, der schon nach seinem Ueberrock langte, und warf sich seinen Havelock um. „Telephoniren Sie dem Polizeiamt Döbling, daß es sofort Leute an die gegebene Adresse entsenden solle. Es handelt sich um ein Verbrechen, vermuthlich um einen Mord."

„Wer hat uns denn angerufen?" fragte Brenner hastig.

Ebenso hastig wurde geantwortet: „Doktor König — er that es unter den merkwürdigsten Umständen. Er selber ist das Opfer des Verbrechens. Denken Sie nur, er konnte mit seiner heiser gewordenen Stimme nichts mehr sagen, als: „Einbrecher, angefallen, verwundet, schnell —"

Josephi stand dabei schon auf der Schwelle. Jetzt stülpte er seinen Hut auf den Kopf, und fort war er.

Ein paar Sekunden lang starrte der junge Arzt ihm nach, dann ging er kopfschüttelnd an das Telephon, um Josephis Auftrag auszuführen.

Aus irgend welchen Gründen konnte er jedoch nicht sogleich mit dem Polizeiamte Döbling verbunden werden. Es dauerte für seine Ungeduld eine Ewigkeit, fast sieben Minuten, ehe seine Mittheilung an den diensthabenden Kommissar gelangte und er den Apparat wieder verlassen konnte.

Mit der Uhr in der Hand berechnete er, da der Rettungswagen, mit welchem Josephi ausgefahren, und der schon etwa acht Minuten unterwegs war, jetzt schon auf dem Schottenring angelangt sein und höchstens zwanzig Minuten danach sein Ziel erreicht haben konnte.

„Vielleicht noch bevor die Polizei dort eintreffen kann," dachte Brenner, sah nach, ob im Vorraum draußen Ersatzmannschaft eingerückt sei, was denn auch schon der Fall war, weckte einen seiner beiden Kollegen, die, für alle Fälle anwesend, in einem Nebenraume schliefen, und durchwachte nun mit diesem das Ende der Nacht, die so „still" begonnen hatte und die dann doch ein Ereigniß gebracht wie es seltsamer nicht gedacht werden konnte.

Während die beiden jungen Aerzte über dieses absonderliche Ereigniß redeten, jagte der Rettungswagen, von zwei vorzüglichen Pferden gezogen, durch die längst menschenleere Nußdorferstraße dem Bezirke Döbling zu, darin in einer noch ziemlich ländlichen Gasse Doktor Königs bis heute so gemüthliches Heim lag.

Die gänzliche Unbelebtheit der Straßen hatte die größte Fahrgeschwindigkeit ermöglicht. Nur zweimal klang während der Fahrt der schrille Ton der Warnungspfeife durch die Stille der Nacht. Einmal, als ein Fiaker den dahinrasenden Rettungswagen in die Nähe kam, und das zweite Mal, als ein Radler, aus einer Querstraße kommend, nahe der Nußdorfer Linie über die Straße fuhr.

Da hatte der Kutscher die Zügel an sich reißen müssen und hatte eine Verwünschung ausgestoßen, die dem Unvorsichtigen galt. Nur wenig hatte gefehlt, so wäre der so toll daher kommende Radler von den Pferden niedergeworfen worden.

Er mochte das selbst wahrgenommen haben, denn der Kutscher hatte es beim hellen Schein der zwei Wagenlaternen ganz genau gesehen: des Radlers todtenbleiches Gesicht hatte eine Sekunde lang entsetzt auf den Wagen gestarrt, ehe er, einem Schemen gleich, wieder in der Dunkelheit verschwunden war.

Wenige Minuten später hielt der Wagen vor Königs Haus.

Als Doktor Josephi und seine beiden Begleiter herausſprangen, sagte ihnen schon der erste Blick auf die Villa, daß die Polizei noch nicht da, daß sie die ersten auf dem Platze seien.

Der Doktor hieß, während der eine Diener für alle Fälle zur Polizei gesandt worden war, und der Kutscher die Decken über die dampfenden Pferde warf, den zweiten Diener, ihm mit der einen Wagenlaterne folgen.

Es bot sich ihnen bezüglich des Eintritts in den Garten und in das Haus keinerlei Hinderniß. Die Thür des Vorgartens stand ebenso weit offen, wie diejenige, welche in die kleine Villa führte. Neben der Hausthür, auf den bunten Fliesen, lehnte eine Hacke, neben dieser lagen etliche Holzsplitter. Die Thür war von innen aus gewaltsam geöffnet worden.

Im Hause herrschte tiefe Stille.

Josephi war früher schon etliche Male hier gewesen. Er verkehrte seit etwa zwei Jahren mit König und kannte die wenigen Räumlichkeiten von dessen eleganter Junggesellenwohnung.

Einige Stufen führten zu einem kleinen Hausflur, in welchen eine Stiege und zwei Thüren mündeten. Durch die links gelegene dieser beiden Thüren gelangte man in ein Vorzimmer.

Auch die Thür zu diesem stand offen. Es war da nichts Ungewöhnliches zu sehen, nichts, als daß ein Stuhl umgeworfen war.

Der Diener wollte ihn aufstellen.

Josephi hinderte ihn daran. „Rühren Sie nichts an," sagte er. „Die Kommission muß alles so finden, wie es nach dem Verbrechen war."

Er öffnete die Thür zum Wohnzimmer, sich im Stillen wundernd, daß nicht auch diese offen gewesen war. Die untere Glastafel des einen äußeren Fensterflügels, der leise knarrend sich in den Angeln drehte, war zerbrochen. Die inneren Flügel dieses Fensters standen offen. Auf dem dicht daneben befindlichen Schreibtisch herrschte große Unordnung.

„Dort ist man hereingekommen," sagte der Doktor, rasch das große Zimmer durchschreitend, und dann sagte er noch etwas: „Also, da drinnen."

„Ja, da drinnen, hinter der nur angelehnten Thür, im Schlafzimmer mußte er König finden. Dahinein, so mußte man annehmen, hatte der Verwundete sich geschleppt.

Es war hinter der Thür, welche der Doktor jetzt aufstieß, unheimlich still.

„Ich bin zu spät gekommen," dachte er, und seine Hand bebte bei dem Gedanken, daß hier einer, den er lieb gehabt hatte, ohne Hilfe hatte enden müssen.

Tief aufathmend trat er über die Schwelle. Tief aufathmend folgte der Diener ihm nach. Sie erwarteten beide Schreckliches zu sehen, einen armen Menschen, der todt in seinem Blute lag — aber sie sahen nichts dergleichen. Auch dieses Zimmer umschloß den, um dessenwillen sie gekommen waren, nicht. Ein zerwühltes Bett, ein Waschbecken, darin das Wasser ein wenig röthlich war, und ein Kleiderschrank, der halb offen stand — sonst gab es hier nichts, das auf einen ungewöhnlichen Vorgang hindeutete.

Aber auf dem Parkettboden lagen etliche Splitter polirten Holzes. Einer der beiden in diesem Zimmer befindlichen Schränke war erbrochen worden.

Der Laden des einzigen, sehr breiten Fensters, welches das Zimmer besaß und welches die abgestumpfte Ecke des Hauses unterbrach, war geschlossen.

Josephi wandte sich wieder dem Ausgang des Zimmers zu. Man mußte noch immer weiter suchen. Das unglückliche Opfer dieses nächtlichen Ueberfalles mußte doch zu finden sein!

Die beiden Männer hatten soeben den Flur erreicht, als eilig mehrere Personen durch den ziemlich tiefen Vorgarten auf das Haus zu kamen. Der Helm eines Wachmannes blitzte auf. Die Uniform eines Polizeibeamten wurde erkennbar.

Der Wachmann blieb unten, der Kommissar, von einem Josephi zufällig bekannten Arzt und einem Schreiber begleitet, stieg eilig die paar Stufen herauf.

Die Herren nannten ihre Namen, und Josephi berichtete eilig den Wortlaut der erhaltenen telephonischen Meldung, sowie auch, daß in den von ihm bereits durchsuchten Wohnräumen deren Inhaber nicht zu finden sei. So ergab es sich von selber, daß die weiteren Nachforschungen rasch in den anderen Räumen des Hauses fortgesetzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Ehrlich belastet.

— Sag' mal Fritzel, was willst du denn werden, wenn du einmal groß bist?

— Na, ooch Redakteur!

Die Arbeiterverhältnisse in San Francisco sind annähernd wieder normal. Namentlich Dienstmädchen sind dort so wenig wie anderwärts zu haben.